

Das Dorf zu meiner Kinderzeit.

Vor mir liegt ein altes Foto mit einem Blick auf das Dorf. Am linken Bildrand begrenzt, für Kundige erkennbar, die tausendjährige "Dicke Eiche" im Gutspark das Bild. Am Ostrand ist allerdings vom Wellnerhof nur noch das Altenteil, die nachgenannte "Polenkaserne" erfasst, es fehlt auf dem Bild das Haupthaus dieses ehemals grössten Hofes.

Das Foto ist aus einer seltenen Perspektive vom Süden, aus dem Wallberg aufgenommen, erkennbar an den Baumstümpfen im Vordergrund. Obwohl keine Jahreszahl das Datum der Aufnahme dokumentiert, muss es vor 1920 aufgenommen sein, da auf unserem ehemaligen Hofe das Scheunengebäude fehlt, das 1922 gebaut wurde. Trotzdem es eine alte Aufnahme, und die Entfernung zum Dorf relativ weit ist, heben sich alle Besitzungen gut voneinander ab. Alle Punkte machen das Besondere aus, zumal mir die bisher bekannten Fotos vom Dorfe, später, und vom anderem Standort aufgenommen, die veränderten Entwicklungen der Nachkriegszeit zeigen, und damit das ursprüngliche Dorfbild verwässern.

Durch die Klarheit des Bildes bin ich in eindrucksvoller Weise wieder an den Lebensabschnitt meiner Kindheit erinnert, und hat Begebenheiten und Abläufe in der Familie und der Nachbarschaft erneut wach gerufen. Auch wenn meine Erinnerungen erst in der Mitte der dreissiger Jahre beginnen, sind sie identisch mit der Aufnahme, da bis nach dem Kriege keine baulichen Veränderungen mehr erfolgten, und ich das so abgebildete Dorfbild aus meiner Kindheit noch kannte.

Einerseits ist Hornoldendorf ein Haufendorf, andererseits bedingte doch die ausschliesslich bäuerliche Ausrichtung aller Bewohner bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts einen gewissen Abstand zwischen den Häusern, da jede Besitzung neben den Gebäuden einen mehr oder minder grossen Hofplatz, einen grossen Garten und in der Mehrheit einen Baumhof hatte. Durch diese Besonderheit heben sich alle Höfe und Stätten so klar voneinander ab.

Wie in vielen anderen kleinen Bauerndörfern gab es in Hornoldendorf bis zur kommunalen Neuordnung 1970 keine Strassenbezeichnungen, sondern nur Hausnummern, die entsprechend der ursprünglichen Flächengrösse der Besitzung, nach einem Erlass des Fürsten Simon August 1766 vergeben wurden. Lediglich die später erbauten Häuser wurden in der Reihenfolge ihrer Entstehung nummeriert.

Die Nummern 2-6 waren zu meiner Kinderzeit die Vollbauernhöfe im Dorfe, die alle 25 ha. Besitz oder mehr besaßen. Eine Grössenordnung, die generationenlang ausreichte, um bei solider Wirtschaftsweise davon leben zu können, ja es den Besitzern nach der Bauernbefreiung Anfang des 19. Jahrhunderts erlaubte, die drückenden Belastungen der Zehntzahlungen sowie die Hand- u. Spanndienste abzulösen, und den nachgeborenen Kindern, bei anstehenden Hofübergaben an die nächste Generation Abfindungen zu zahlen

Es ist darüber hinaus bemerkenswert, dass die Namen dieser fünf Bauernfamilien, Steins, Hagemeister, Beins und Lükermann schon in alten Unterlagen aus dem 16. Jahrhundert auftauchen, und zwar in Niederschriften über Abgaben, sogenannte Landschatzzahlungen der Dorfbewohner an das lippische Grafenhaus, die erhoben wurden, wenn dieses in Geldnöten war. Die Höhe der Zahlung in Florin und Groschen beziffert, war entsprechend des Grössenbesitzes gestaffelt. Verändert hat sich im Laufe der Zeit lediglich die Schreibweise der Familiennamen. So hiessen unsere Vorfahren in früheren Jahrhunderten Ludeken Lükingsh dann Luker ohne die heutige Endung.

Ausser den obrigen Familien sind in den Listen des 16. Jahrhunderts noch jene drei Namen aufgeführt, aus denen das Gut zu Beginn des 17. Jahrhunderts gegründet wurde: de Meiger, Vogell, und Hermeler.

Des weiteren wurde noch Wellner genannt, der ehemals grösste Bauer im Dorfe mit der Haus Nr.1. Dessen Besitz im Gegensatz zur positiven Entwicklung der Nachbarn im 19. Jahrhundert wegen Überschuldung einging, und vom damaligen Besitzer des Rittergutes Wallbrecht aufgekauft wurde.

Auffallend ist bei heutiger Betrachtung der Namenslisten, dass nur die Familien der grösseren Besitzungen die Zeit überdauert haben, während es bei den Köttern Wechsel gegeben haben muss, da sich laufend etliche Namen veränderten.

Die Stätten im Dorfe.

Die Hausnummern 7 - 13 und 15 wurden als Stätten bezeichnet. Ihre Eigentumsflächen lagen alle im einstelligen Bereich, eine Grössenordnung, die die Besitzer vieler Generationen nötigte, zuerst als Heuerlinge, später in Handwerksberufen ihren Lebensunterhalt zu sichern. Trotzdem trug der aus Garten, Feld, und Viehhaltung erzielte Ertrag einen nicht unerheblichen Anteil zur Lebenssicherung bei, auch wenn er durch zusätzlichen Zeitaufwand und Mühen erkaufte wurde, schwerpunktmässig durch die Viehhaltung. Die grösseren Kotten hatten neben den obligatorischen Schweinen zusätzlich Kühe, die kleineren etliche Ziegen. Die notwendigen Arbeiten auf Äckern und Wiesen überliessen sie den Bauern, nur Möllenbrok und Schönhage erledigten zu meiner Zeit ihre Ackerarbeiten noch mit eigenen Kühen.

Bei meiner Erinnerung an diese Nachbarn, und die für sie zu verrichtenden Feldarbeiten, die ich z.T. nach dem Kriege selbst noch ausführte, ist mir aufgefallen, dass sie mit ihren Ackerflächen gegenüber den Bauern nachteilig waren, da ihre Felder zum einen am Rande der hornoldendorfer Gemarkung, also weit vom Dorfe entfernt lagen, zudem überproportional Bergstücke, damit Tonböden, und somit ertraglich unsicherer waren. Aufgeführt nenne ich den Krügerberg, Flötteberg und Steinbrink an der Grenze zu Remmighausen, das Echternfeld vor Heiligenkirchen und den Echternkamp am Königsberge u.w.

Ausser diesen Stättenbesitzern gab es noch einige wenige Bewohner, die als ständige Mieter zur Dorfgemeinschaft gehörten. Auch sie hatten Vieh, Ziegen u. Schweine, aber ausser etwas Gartenland keinen weiteren Besitz. Sie mähten an den Feldwegen die Grasbankette, und auch zwischen den Ackerstücken die Mischeide, das Grasstück in Pflugbreite, welches, solange mit Pferden gepflügt wurde, von beiden Grundstücken unbeackert blieb, um die Grenze zu erhalten.

Einzig die Hausnummer 14 hatte keinen Grundbesitz, es war das im Sprachgebrauch der Dorfbewohner als "Polenkaserne" bezeichnete Gebäude. Zweifelsfrei hatte das Haus ehemals zum Hofe Wellner gehört. Bei der Erklärung zu dieser speziellen Bezeichnung und der veränderten Nutzung bin ich neben meinen eigenen Kenntnissen auch auf Mutmassungen angewiesen.

Der vorletzte Besitzer des Rittergutes war ein Baurat Wallbrecht aus Hannover, der das Gut 1872 kaufte, und dessen Familie das Gut zwei Generationen lang besass. Es war sicher nicht nur seine im Dorfe bekannte Jagdleidenschaft, die zum Kauf führte, sondern in der Jubiläumsschrift zum hundertjährigen Bestehen der Zuckerfabrik in Lage 1983, wird Wallbrecht als einer der Mitbegründer und Hauptaktionäre erwähnt. Es ist daher davon auszugehen, dass er daher sehr früh Zuckerrüben anbauen liess. Ob von Anfang an dazu Saisonkräfte verpflichtet worden sind, ist nicht mehr zu ergründen. Später zur Zeit seines Sohnes hat man sich, wie auf vielen Gütern, dieser Methode bedient. Diese Hilfskräfte kamen üblicherweise im Frühjahr, erledigten alle anfallenden Arbeiten, und blieben bis kurz vor Weihnachten, wenn als letzte Arbeit das Dreschen der Ernte beendet war.

Üblich war auch, dass auf vielen Grossbetrieben ab Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts dafür junge Polen angeworben wurden. Aus dieser Zeit stammt wahrscheinlich auch für das Haus Nr.14 die Bezeichnung "Polenkaserne." im Sprachgebrauch der hornoldendorfer Dorfbewohner.

Lt.eines Schriftstückes (L.Arch) aus 1907 an die Z.Fabrik Lage boten polnische Kreisämter ihrerseits diese Arbeitskräfte an. Auf den Betrieben wurden sie von einer Aufsichtsperson begleitet. Auf dem Rittergut hiess er schlicht "Aufseher," er hatte seine Wohnung im gleichen Hause, und dessen Frau war für die Beköstigung zuständig. Den letzten, Richard Sommerfeld, habe ich persönlich noch gekannt, er wohnte nach seiner Berufszeit in Heiligenkirchen. Von ihm weiss ich auch, dass er in den zwanziger Jahren in dieser Funktion zum Gute kam. Er erzählte auch, dass er in den ersten Jahren die Arbeitskräfte in ihren polnischen Wohnorten selbst angeworben hat. Als gebürtiger Pommer beherrschte er ihre Sprache. Diese Praxis wurde in den dreissiger Jahren von den Nazis wegen der hohen Arbeitslosigkeit im Inlande untersagt. Auf Schriftstücken des L.Archivs ist zu lesen, dass damals sogar die Anwerbung von Arbeitskräften aus dem deutschen Teil Schlesiens nach Westdeutschland verboten wurde, um vorrangig die hiesigen jungen Leute in Arbeit und Brot zu bringen.

Dass während des Krieges wiederum junge Polinen zwangsverpflichtet in dem gleichen Hause einquartiert waren, hat die Bezeichnung "Polenkaserne" wahrscheinlich nur erneuert.

Die Bauernbefreiung Anfang des 19. Jahrhunderts förderte den freien Bauernstand.

Das 19te Jahrhundert war der Zeitraum der grossen industriellen Entwicklungen von denen die gesamte Gesellschaft profitierte, auch die Landwirtschaft. Die Bauern konnten durch die Bauernbefreiung (1808) sowie der damit verbundenen nachfolgenden Freikaufsmöglichkeit vom Zehnten und Hand- u. Spanndiensten unabhängig wirtschaften. Das verdiente Kapital nutzten sie u.a. zum Bau neuer Gebäude. Das Hauptgebäude unseres ehemaligen Hofes ist ein Zeugnis dieser Zeit. Im Torbogen über der Deelentür des Wirtschaftshauses ist der Name und das Baujahr 1848 eingemeisselt, zeitgleich mit der Hofübergabe auf die Generation meiner Urgrosseltern.

Ich denke, dass auch auf den anderen Höfen die Haupthäuser in etwa zur gleichen Zeit gebaut sind, da sich eine gewisse Übereinstimmung in Grösse und Form erkennen lässt. Alle wurden im Fachwerkstil errichtet, somit stabil und solide gebaut, sodass einige heute noch vorhanden sind.

Wie solide und haltbar Fachwerkhäuser sind, zeigt auch die Leibzucht unseres ehem. Hofes, die die Jahreszahl 1701 über der Deelentür trägt, zur Zeit in ihrem Innern von unserem Nachfolger restauriert wird, und somit in ihrem überholten Zustand sicher noch etliche Generationen erleben wird. Nachfolgend hat es, wie heute erkennbar, ohne Belegung von Jahreszahlen, erste Erweiterungen an den Ursprungsbauten gegeben. Auf allen Höfen, ausser bei Hagemeister, wurden die Pferdeställe vergrössert, in dem einseitig der Wirtschaftsteil um ein weiteres Fachwerkfeld verbreitert wurde. Durch den Anbau erweiterte sich auch das Dach, so entstand zwischen dem Stall und dem Strohboden ein Kornboden für die Getreidelagerung.

In der zeitlichen Abfolge sind dann auf dreien der fünf Höfe auch neue Kuhställe errichtet worden, unser Stall 1903, und zwar im rechten Winkel als kompletter Bau, bündig an das Haupthaus mit einem Zugang von der Deele. Das Baumaterial waren Bruchsteine aus dem eigenen Steinbruch. Die Stalldecke wurde zwischen den Eisenträgern in Gewölbform aus Beton gegossen.

Erwähnenswert ist ferner, dass der Kuhstand sofort mit einer Selbsttränke (Schwimmerprinzip) ausgestattet wurde, wobei das Wasser in den ersten Jahren allerdings noch von Hand mittels Schwengelpumpe in einen Vorbehälter gepumpt werden musste.

Eine der grossen Erfindungen des 19ten Jahrhunderts war die Elektrizitätsnutzung, die zuerst in der Industrie und in den Städten, später auch in den Dörfern Eingang fand. 1912 war der Grossvater neben dem Rittergut und dem Schmiedebesitzer einer der ersten Drei im Dorfe, die sich einen Stromanschluss legen liessen. Alle Anderen sind wegen des bald folgenden Krieges wesentlich später in den Genuss dieser Erneuerung gekommen.

Wie weit die Stromverteilung in den Gebäuden dann erfolgte, vermag ich nicht zu sagen. Mit dem Anschluss wurde jedenfalls der obligatorische Göpel durch Pferde gezogen, überflüssig, mit dem bis dahin die Dresch- u. Häckselmaschine sowie Schrotmühle angetrieben wurden. Positiver Nebeneffekt war, dass mit der Elektrizität die Leistungsfähigkeit der betriebenen Maschinen zunahm.

Auf unserem Hofplatz erinnerte in meiner Kinderzeit nur noch die besondere kreisförmige Pflasterung an den ehemaligen Göpelstandort, während auf Hagemeisters u. Klöpferhof die, wenn auch nicht mehr gebrauchten Antriebe noch vorhanden waren.

Denke ich an meine Kindheit zurück, gehört zu den Gebäuden unseres Hofes auch die Scheune, sie wurde 1922 gebaut. Die Baugenehmigung war schon 1915 erteilt, während die Ausführung wahrscheinlich wegen des Krieges nicht mehr erfolgte. Betrachtet man die bis in das 19. Jahrhundert praktizierte Wirtschaftsweise, so wurde vordem weitgehend in Form der Dreifelderwirtschaft ohne Mineraldünger gewirtschaftet. Gemessen an heutigen Masstäben waren dadurch die Erträge wesentlich geringer, sodass der Bodenraum über den Deelen und den Ställen ausreichte, um die Ernte zu lagern. Mit der ab da geänderten jährlichen Bewirtschaftung aller Feldstücke, und der, wenn auch bescheidenen Anwendung von Mineraldünger vergrösserten sich die Erntemengen, sodass der vorhandene Lagerraum nicht mehr ausreichte, und damit die Schaffung neuen Ernteraumes, somit der Bau der Scheunen, dringend notwendig wurde. Andererseits war der Zeitraum nach dem 1. Weltkrieg, und die sich anbahnende Inflation eine wirtschaftsschwache Zeit. Das erklärt auch, warum auf den Nachbarhöfen die Scheunen wesentlich später gebaut sind. An das Richtfest auf dem Klöpferhofe 1838 kann ich mich noch gut erinnern. Bei Hagemeister wurde die Scheune erst Mitte der 50er Jahre erstellt. (Steins Scheune wurde auch erst in den 30er Jahren erbaut.)

Die landwirtschaftliche Struktur der hornoldendorfer Höfe.

Der Schwerpunkt war die Rindviehhaltung.

In Verbindung mit den Stätten habe ich schon die Kuhhaltung erwähnt. Auch auf den hornoldendorfer Vollerwerbshöfen war die Rindviehhaltung die dominierende Tierart. Dies geschah aus mehreren Gründen: Erstens, besaßen die Bauern in den Seitentälern des Teutoburgerwaldes Hang- u. Bergflächen, so auch in unserem Dorfe, die sich für eine Ackernutzung nur bedingt eigneten, da sie eine schwache Ackerkrume hatten, und bei Niederschlägen zudem zur Erosion neigten, was durch die Grünlandnutzung verhindert wurde.

Die Rindviehhaltung war früher ein arbeitsintensiver Wirtschaftszweig, anstelle der heute für die Arbeitsabläufe üblichen Geräte und Maschinen, wurden bis in die Elterngeneration verstärkt Menschen eingesetzt. So wurden auf unserem Hofe ständig je zwei weibliche und männliche ledige Mitarbeiter beschäftigt. Vorteilhaft war für diese Personen, dass mit dem Arbeitsplatz auch Kost und Wohnung verbunden, also ihre Unterkunft gesichert war. Andererseits sorgte besonders die Rindviehhaltung durch die Stallhaltung in der arbeitsärmeren Winterzeit für eine durchgehende produktive Beschäftigung der Angestellten, da alle Arbeiten in Handarbeit erledigt wurden, und dies zweimal täglich. Einzeln aufgeführt: melken, füttern, misten, Kälbertränken, ausserdem nachholen der Heu- u. Strohmenen vom Boden oder Scheune, nachfegen der Deele und des Futterganges.

Eine ausserbetriebliche Zeitvorgabe war die Milchabholung. Noch zu meiner Zeit hatten die Kanen morgens kurz nach sechs Uhr an der Strasse zu stehen, um ein Säuern der Milch besonders zur warmen Jahreszeit zu verhindern. Das bedeutete, dass dadurch die Nacht für die melkenden Personen spätestens um ca. fünf Uhr zu Ende war, auch wenn die Arbeit für die auf unserem Hofe üblichen acht-neun Kühe auf mehrere Hände verteilt wurde. Entsprechend der Milchmenge und der Melkbarkeit brauchte man pro Kuh 10-12 Minuten plus Entleeren des Eimers ausserhalb des Stalles.

Zudem wurde Wert darauf gelegt, die Kühe möglichst in den ersten Wintermonaten kalben zu lassen, was in der Zeit danach die Milchmenge erhöhte. Diese Überlegung war mit dem Gedanken verbunden, die Gesamtmilchleistung zu steigern, weil die Kühe im Frühjahr nach dem Weideaustrieb in der Mitte der Laktation durch das junge eiweissreiche Gras erfahrungsgemäss nochmals für eine kurze Zeit ohne besonderes Zutun ihre Milchmenge steigerten. (Im Sprachgebrauch sagte man: Die Kuh kalbt ein zweites Mal.

Um den Abstand der beiden Melkzeiten einigermaßen gleichmässig zu gestalten, wurde abends ebenfalls erst nach 17 Uhr begonnen. Da die Kühe während des Melkens nicht gefüttert wurden, damit sie sich auf den Milchfluss konzentrierten, wurde i.d.R. das Füttern unterbrochen, und nachträglich fortgesetzt, (Heu u. Strohgabe) woraus sich ein später Feierabend ergab.

Auch die frühere Anbindung aller Tiere vom kleinsten Kalb bis zu den Kühen entspricht nicht mehr den heutigen Haltungsformen, einmal, da die Tiere in ihrer Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt waren, und ausserdem trotz zweimaligem Mistens, mit der Hinterhand auf den Standflächen im eigenen Kot lagen und zwangsläufig verdreckten.

Da aber in anderen Berufen auch lange gearbeitet wurde, und der Weg zur Arbeitstelle i.d.R. noch zusätzliche Zeit in Anspruch nahm, war die Länge der Arbeitszeit damals kein Gesellschaftsthema.

Nachteilig war zudem in Hornoldendorf, dass durch den Standort der Höfe im Tal, die als Grünland genutzten Bergflächen von den Hofstellen entfernt lagen, sodass die Kühe während der Weidezeit zum Melken abends in den Stall geholt wurden, in dem sie nachts ohne Zufütterung verblieben, was in der Konsequenz sommertags eine verminderte Milchleistung zur Folge hatte. Verbunden mit dieser Verfahrensweise musste jeden Morgen auch noch der Kuhstall wieder gemistet werden.

Das tägliche Treiben auf den geschotterten Feldwegen war ebenfalls nicht kuhgerecht, was sich in gelegentlichen Klauenschäden zeigte, bestimmt aber die Milchmenge beeinflusste. Die Alternative, das Melken der Kühe auf der Weide, war ein in Lippe nicht gebräuchliches Verfahren.

Zu den positiven Seiten der Rindviehhaltung gehörte, dass die Milch einen wesentlichen Anteil zur täglichen Beköstigung der Hausbewohner beitrug. Niemand nahm Anstoss daran, dass die eigene genutzte Milch zentrifugiert, und der Rahm zur Buttergewinnung verwandt wurde.

Zu den Gewohnheitsabläufen gehörte, dass wir Jungens, Gerhard und ich, ab den ersten Schuljahren jedes Jahr von Mitte August an, wenn der Aufwuchs auf den Weideflächen nachliess, auf den nicht eingezäunten Wiesen nachmittags die Kühe zu hüten hatten.

Der Erzählung zufolge, waren es in den vorhergehenden Generationen Schuljungen aus Arbeiterfamilien gewesen, die nacheinander neben leichten Handreichungen, nach der täglichen Schule diese Aufgabe verrichteten. (aus Heiligenkirchen) Sie waren in Kost und Logis und blieben bis zum Ende ihrer Schulzeit, zusätzlich bekamen sie anstelle einer Geldentlohnung einen Konfirmationsanzug.

Zu den Erzählungen der Vergangenheit gehört auch der freie Milchverkauf der hornoldendorfer Bauern in der Stadt Detmold. Der Stättebesitzer Heinr. Beins Nr. 10 war der Milchfahrer, der bis 1938 die tägliche Milch mit Pferd und Wagen von den Höfen abholte, und in den Strassen um den lippischen Hof an den Haustüren verkaufte.

Von da ab musste die Milch bei der Molkerei angeliefert werden. Ob das aus hygienischen Gründen, oder ob es politisch motiviert geschah, entzieht sich meiner Kenntnis. Die Fam. Beins hat den Milchverkauf nach 1938 in der Weise weiter betrieben, indem sie ihrerseits die Milch von der Molkerei kaufte, und weiter an den Haustüren verteilte.

Eine andere Angewohnheit unserer Kühe war, das Saufen im Sommer abends an der Wiembecke. Vom ersten Tage des Weideganges gingen die Kühe, wenn sie geholt wurden, bei der Einmündung des Linnenkampsweges in die Dorfstrasse wie selbstverständlich nicht auf den Hof, sondern entgegengesetzt in Richtung Wiembecke, hinter Hagemeisters Mauer durch die Trift bis zum Bache, sofen bis sie ihren Durst gestillt hatten, und kehrten anschliessend freiwillig um, und gingen in den Stall. Dieses Ritual fand erst ein Ende, als wir die alte Herde im Rahmen der TBC-Sanierung 1954 merzen mussten, und die neuen Tiere diese alte Gepflogenheit nicht kannten.

Im Rückblick betrachtet hatten die hornoldendorfer Höfe die gleiche strukturelle Ausrichtung wie in allen übrigen Dörfern der Umgegend. Überall wurden Pferde, Rindvieh und Schweine gehalten, deren Anzahl der jeweiligen Grösse des Hofes entsprach. Aus heutiger Sicht unverständlich, wurden selbst in den besten Ackergegenden Lippes Kühe gehalten, obwohl es kein absolutes Grünland gab, und ackerfähiges Land als Weide eingesät wurde. Vielleicht, weil die Tiere der Stolz eines jeden Bauern waren. So war der obligatorische Gang durch die Viehställe für den kundigen Sonntagsbesucher ein unbedingtes Muss.

Vor- u. Nachteile der Pferdebespannung.

Dass dabei gelegentlich bei einigen Bauern das zur Schaustellen der Pferde übertrieben war, tat der allgemeinen Bedeutung, die die Pferde grundsätzlich für die Arbeitsbewältigung im Jahresablauf zu erledigen hatten, keinen Abbruch. Auf den meisten Höfen war die Anzahl der Pferde der Hofgrösse und dem Arbeitsanfall angepasst. So hatten vier der fünf hornoldendorfer Höfe in meiner Kinderzeit jeweils drei Pferde, nur auf Steins Hofe waren es vier. Bei den häufigsten Arbeiten wurden diese drei Tiere zusammen gespannt, um die benötigte Kraft zu bündeln. Im Gegensatz dazu bestand auf dem Rittergute ein Gespann nur aus zwei Pferden schwererem Kalibers.

Auch mein Grossvater hatte zu seiner Meierzeit stets vier Pferde. In einem überlieferten Kontobuch ist nachzulesen, dass er sehr viele Ackerarbeiten bei den Stättebesitzern im Dorfe und auch in Eichholz tätigte, wobei er nach den Unterlagen auch nur jeweils zwei Pferde zusammenspannte. Ob das zusätzliche vierte Tier sich aus seiner besonderen Passion für Pferde erklärte, oder er damit die ihm nachgesagte fortschrittliche betriebliche Leistungsfähigkeit steigern wollte, ist leider nicht mehr zu ergründen. Bekannt ist allerdings, dass er bei den "Paderborner Husaren" gedient hat.

Nachteilig war bei der Pferdehaltung, dass es innerhalb des Jahres Zeiten gab, in denen die Tiere nutzlos im Stalle standen, und nur Kosten verursachten. Da das Hauptfutter neben etwas Heu aus Hafer bestand, mussten einige Hektar Hafer nur für die Pferdeversorgung angebaut werden.

Den nötigen Ballast des Futter bekamen die Tiere, indem der Hafer mit gehäckseltem Stroh verschnitten wurde. Das Häckselschneiden des Strohs war ein sich wiederholender Vorgang solange wir in den fünfziger Jahren Pferde hatten. Entsprechend dem Lagerraum wurde es auf den meisten Höfen im 2-3 Wochenrhythmus auf Vorrat geschnitten. Dreimal am Tage, morgens vor dem Anspannen, mittags und abends war die übliche Fresszeit jeweils eineinhalb Stunden lang. Auch das Putzen der Pferde während der Morgenfütterung war eine sich täglich wiederholende Prozedur.

Ein weiterer mit den Pferden verbundener Rhythmus war das Beschlagen der Hufe in der Schmiede ca. alle acht bis zehn Wochen. In diesem Zeitraum waren die Hufe soweit nachgewachsen, dass die Pferde nicht mehr korrekt liefen, aber auch die Eisen zum Teil selbst abfielen. Nachteilig war allerdings, dass hierfür auch in den Arbeitsmonaten Stunden verloren gingen, an denen der Weg in die Schmiede Vorrang hatte. Solange auf allen Höfen noch Pferde waren, kamen auch die Nachbarn oft zur gleichen Zeit zum Beschlagen in der Schmiede, was die Aufenthaltsdauer dort somit zusätzlich verlängerte.

Um es nochmals zu betonen, die Ackerarbeiten mit den Pferden wurden ihrer Versorgung entsprechend angepasst, wobei besonders durch die Mittagsfütterung und die Zeit im Schritttempo zweimal von und wieder zum Acker wertvolle Stunden verloren gingen, in denen keine Arbeitsleistungen geschafft wurden. Im Ergebnis bedeuteten die Unterbrechungen, dass sich zu bestimmten Jahreszeiten Arbeitsspitzen aufbauten, so in der Ernte und bei der Herbstbestellung.

Beginnen wir bei der rückwärtigen Betrachtung mit der Getreideernte.

Solange das Getreide mit dem Binder gemäht wurde (Anf.d.sechziger Jahre) erfolgte die Ernte in mehreren Arbeitsgängen. Jedes Ackerstück wurde ca.1.50 m breit mit der Sense angemäht, damit Pferde und Laufrad bei der ersten nächsten Runde mit dem Binder auf einer gemähten Fläche laufen konnten. Dem Bindermähen folgte das Aufstellen der Garben in Hocken. Im nächsten Arbeitsgang wurden die Garben auf den Leiterwagen geladen, und in der Scheune eingebanst.

Bis auf das Mähen mit dem Binder waren alle Arbeitsabläufe Handarbeitstätigkeiten, bei denen zudem Rücksicht auf das Wetter und Tageszeit zu nehmen war. Es konnte nur gemäht werden, wenn das Getreide trocken war, also nachmittags. Ungern liess man die Garben über Nacht auf dem Boden liegen. Das hatte zur Folge, dass nicht mehr gemäht wurde, wie in Hocken aufzurichten war.

Die Standzeit der Hocken dauerte ca. 8-10 Tage, je nach Wetterlage. Sie war zum Nachreifen des Getreides notwendig, da die Bindermahd vor der Totreife erfolgte. Man vermied damit einen Kornverlust, denn die Garben wurden nach dem Knotvorgang des Binders mit einem gewissen Schwung vom Knotertisch geworfen.

Andererseits waren diese Tage bis zum Einfahren kritische Tage, wenn es eine Regenzeit gab. Die Garben wurden in den Hocken paarweise mit den Ähren noch oben schräg gegeneinander aufgestellt, sodass der Regen die dicht beieinander liegenden Ähren besonders stark vernässte. Dies führte bei länger anhaltendem Schlechtwetter und gleichzeitiger Wärme zu einem Keimen, dem Auswachsen der Körner, wie ich mich an eine Reihe von Jahren erinnere, in denen das geschah.

Es wurde dann versucht an Schönwettertagen durch umstellen der einzelnen Garben ein schnelleres Trocknen zu erreichen, was nur unzureichend gelang, und mit Verlusten verbunden war.

Sofern meine Erinnerung mich nicht trügt, lag der Erntezeitpunkt bei Weizen und Hafer zeitlich auch später als heute, wahrscheinlich beim Weizen eine Folge der späteren Einsaat im Herbst. Dadurch verzögerte sich zwangsläufig im nachfolgenden Jahr die erneute Herbstbestellung.

Da in der üblichen Saatfolge Gerste nach Weizen stand, und letzterer erst verspätet geerntet wurde, war das eine Erklärung dafür, warum so wenig Gerste angebaut wurde, deren Saatzeit zudem zeitlich begrenzt ist. Der als Ersatz dann angebaute Roggen oder das im Frühjahr oft gesäte Gemisch aus Hafer und Sommergerste verlagerte dann die Haupternte wiederum jahreszeitlich um einige Wochen zurück, woraus sich ein Rhythmus ergab, der aus unerfindlichen Gründen aber nicht geändert wurde.

Zumal es doch in einem Sprichwort heisst: An einem Tage im Juli reift das Korn so viel, wie in einer Woche im August, und im ganzen September.

Zur Selbstversorgung wurden Hühner u. Schweine gehalten.

Unverständlich bleibt mir aus heutiger Sicht das Halten der Hühner im Kuhstall. Eine häufige Hal- tungsart, besonders auf den kleinen und mittelbäuerlichen Höfen, da es wintertags dort warm war. Das Federvieh hatte einen sogenannten Wieben,(?) einen Schlafplatz hinter dem Kuhstand, und Le- gekästen seitwärts vom Futtergang. Im Winterhalbjahr bewegten sich die Tiere am Tage nur im Kuhstall und auf der Diele. Ob die Hühner in den vierziger Jahren durch ihren Kot dann Überträger der TBC-Infektion auf unsere Kühe waren, bleibt ungeklärt. Tatsache ist, dass bei den ab 1950 durchgeführten amtlichen Untersuchungen jedes Jahr etliche Kühe als TBC-infiziert galten, und auch deren sofortige Merzung zu keinem Stillstand der Seuche führte, sodass erst der Verkauf aller Tiere und der grundsätzliche Neukauf frischer Kühe in dieser Sache erfolgreich war.

Neben den erwähnten Tiergattungen Pferde, Rindvieh und Hühner gehörten auch Schweine zum grundsätzlichen Viehbestand eines jeden Hofes, mit der Einschränkung, dass sich auf den hornol- dendorfer Höfen der Umfang der Schweinehaltung in Grenzen hielt. Aus heutiger Sicht erklärt ei- gentlich nur die Selbstversorgungsnotwendigkeit der im Haushalt während eines Jahres benötigten grossen Fleisch und Wurstmengen die überwiegende Legitimation der Schweine.

So hatten wir zu meiner Kinderzeit lediglich nur drei-vier Sauen, deren Nachzucht in der Mehr- zahl als Absatzferkel an die sog. kleinen Leute verkauft wurden, die ihrerseits ein bis zwei Tiere mästeten, von denen oft eins als fertiges Mastschwein verkauft wurde.

Kurios war der Ferkelverkauf ohnehin, als die Erwerber sich ihre zukaufenden Objekte selbst aus- suchen konnten, mit dem Ergebnis, dass immer die schwächsten Ferkel zurückblieben.

Eine andere Schwachstelle der Schweinehaltung war in der kalten Jahreszeit, zumindestens die Ferkel mit zusätzlichen Wärmequellen zu versorgen. Einzige Möglichkeit war, die Einstreumenge zu erhöhen, in der sich die Ferkel dann verkriechen konnten, was mit der Gefahr verbunden war, dass auch die Sau sich diese Stelle zum Liegen aussuchte, und es zu zunehmenden Erdrückungen kam.

Andererseits kann ich mich nicht erinnern, dass die Zahl der aufgezogenen Ferkel je ein Diskusi- onsthema gewesen wäre, man nahm die Wurfgrösse gottgewollt hin. Wie ohnehin die damaligen Auffassungen über Haltungs-u. Fütterungsmethoden sich völlig von den Heutigen unterscheiden. Nach dem Absetzen wurde eine sog. Läuferzeit eingeschoben, in der die Tiere überwiegend, im Sommer mit Grünfutter, wintertags mit Runkeln gefuttern wurden. Also Futter, das billig und bal- lastreich war, nebenbei allerdings die Därme weitete, die man in grosser Menge beim Wursten brauchte

Eine Sitte, oder besser Unsitte war die Verfütterung des Spülwassers der Tagesmahlzeiten, in dem Glauben, dass die, sich im Wasser befindenen wenigen Speisereste wertvolle Nährstoffe seien.

Ab dem Herbst wurden dann an die älteren Masttiere gekochte Kartoffel und Getreideschrot ge- füttert. Das Waschen und Füllen des Dämpfers war dann je nach Grösse des Potts und der Anzahl der Schweine ein sich ständig wiederholender Vorgang, der i.d.R. bis Ausgang Winter anhielt, oder solange Mastschweine im Stalle waren, die noch geschlachtet werden sollten. Dass die heissen Kar- toffeln dann auch noch gequetscht wurden, gehört zu den Kuriositäten, über die man heute nur noch schmunzeln kann.

Auf allen Höfen wurden der Dämpfer mit Reisigholz befeuert, durch das schnelle Verbrennen erfor- derte das einen immensen Zeitaufwand. Das heute übliche Füttern mit Getreide und Eiweiskompo- nenten war bis in die fünfziger Jahre ein undenkbarer Vorgang, der erst mit der Zunahme zu grö- seren Tiereinheiten, der Einschränkung oder Aufgabe des Karoffelanbaues, der Erntung des Getrei- des mit dem Mähdrescher, und dem grundsätzlichen Abbau von Arbeitskräften, sich durchsetzte.

Der Garten, eine der Hauptquellen der täglichen Versorgung

Man muss schon die Zeit der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts selbst miterlebt haben, um die Unterschiede zur heutigen Lebensweise im vollen Umfang zu ermessen. Anstelle der jetzt allorts vorhandenen Supermärkte mit ihren Vollsortimenten, gab es zwar in den Dörfern Kaufläden, in denen aber nur die Produkte gekauft wurden, die man selbst nicht erzeugen konnte, Salz, Zucker, Pfeffer, Oel oder an Nahrungsmitteln, Nudeln, Gries, Reis, etc. also alles Artikel, die bei der Essenszubereitung als Ergänzungprodukte der eigenen Grundnahrungsmittel dienten.

Der letzte Kaufladen in Hornoldendorf wurde von den alten Lohrmanns betrieben. Ich denke, es war dem Alter des Ehepaares geschuldet, vielleicht aber auch der Kontingentierung während des Krieges, das zur Schliessung des Ladens Anfang der vierziger Jahre führte.

Die Grundlage des täglichen Essens aber waren die Produkte des Gartens. Auf Grund der i.d.Regel üblichen hohen Personenzahl mussten eben grosse Mengen auf den Tisch gebracht werden. So gab es wochentags Durcheinander = Kartoffel mit Gemüse, oder Hülsenfruchtsuppe, bei beiden Essen bestand die Fleischbeilage aus Speck. Abends gab es überwiegend die Reste des Mittagessens oder Bratkartoffel und anschliessend Milchsuppe. Der sprichwörtliche Sonntagsbraten mit Salzkartoffeln war in der Tat nur ein Wochenendgericht.

Entsprechend dieser kurz erwähnten Ernährungsweise, wurden im Garten jene Früchte angebaut, die einen solchen Ablauf gewährleisteten. Die im Garten angebauten Kartoffeln reichten somit von den ersten Frühkartoffeln ab Mitte Juni, bis im September das Roden auf dem Felde begann. Die unterschiedlichsten Kohlsorten wurden so gepflanzt, dass durchgehend immer welche erntbar waren. Gleiches galt für die Hülsenfrüchte Erbsen und Bohnen, Spinat und Salat. Über die zum sofortigen Verzehr benötigten Mengen hinaus wurde auch beim Anbau an den Winter gedacht, und ebenfalls grosse Mengen eingekocht, getrocknet oder eingesäuert.

Um alle diese Produkte selbst anbauen zu können, hatten die Gärten also die nötige Grösse. So reichte unsere Gartenfläche in meiner frühen Kinderzeit von der Zufahrt zum Hause Hartmann an der Ostseite, im Norden entlang der alten Mauer und im Westen vom alten Kuhstall eine Fläche von geschätzten 2500 qm, von der ca. 1/4 der Grossmutter als Leibzuchtsanteil vorbehalten war, von der sie dann bis Ende der dreissiger Jahre auch Früchte verkaufte, z.B. bekam eine berlebecker Familie stets jeden Herbst Runkeln. In Erinnerung geblieben ist mir auch, dass sie bis zur selben Zeit eine eigene rotbunte Milchkuh hielt, die freiwillig jeden Abend in den Leibzuchtsstall ging.

Ob es ihre notwendige Mitarbeit in unserem Haushalt ab den vierziger Jahren war, bedingt durch einen Mangel an Hilfskräften in den Kriegsjahren, oder ihr zunehmendes Alter, erst ab der Zeit verzichtete sie auf die eigenen Gartenstücke.

Da die übrige Gartenfläche für die Versorgung der Familie noch ausreichend war, wurden die Leibzuchtsstücke mit Gras eingesät und dienten fortan als Kälberweide, ergänzend wurden da auch etliche neue Apfelbäume angepflanzt, zumal die alten Bäume überständig und wenig schmackhaft waren.

So einleuchtend und vorteilhaft der eigene Garten für die Versorgung der Familie war, beanspruchte er aber auch viele Arbeitsstunden. Ehe die Früchte geerntet werden konnten, mussten sie gepflanzt und gepflegt werden. Eine ebenso körperlich anstrengende und zeitbeanspruchende Arbeit war jedes Jahr das anstehende Umgraben des Bodens nach der Aberntung im Herbst. Da ein Pflügen wegen der Aufteilung in Beeten, und der nebeneinander ungleich reifenden Früchten nicht möglich war, blieb nur die Handarbeit mit dem Spaten. Eine Arbeit, die bei der Grösse des Gartens viele Tage in Anspruch nahm, wobei nicht unerwähnt bleiben sollte, dass es den weiblichen Personen vorbehalten blieb, diese Tätigkeit zu bewältigen, lediglich die zeitweilige Mithilfe von Nachbarsfrauen verkürzte den Ablauf.

Zu den Gartenprodukten gehörten auch diverse Obstsorten. Erd- Him- und Johannisbeeren waren die gängigen Arten, deren Verzehr mehr im gekochten Zustand erfolgte, so als Kompott zum Nachtisch, oder als Marmeladen am Nachmittag als Brotaufstrich, und nicht, wie wir sie heute überwiegend roh konsumieren.

Die Wiembecke - Lebensader der Bewohner, aber eine mit Tücken.

Fährt man durch die lippischen Lande fällt auf, das sich die überwiegende Anzahl der Siedlungen in anderen Dörfern i.d.R. in respektvollem Abstand zu den Wasserläufen befinden. Im Gegensatz dazu liegen oder lagen in Hornoldendorf die meisten Besitzungen, einschliesslich der eingegangenen Höfe, in unmittelbarer Nähe beiderseits des Bachlaufes. Nur unser Anwesen lag im Gegensatz zu den der Nachbarn in einiger Entfernung zur Wiembecke.

Denke ich an meine Kinderzeit, so wurde das Wasser des Baches in vielfältigerweise von den unmittelbaren Anwohnern genutzt, wie sicher auch in den Generationen zuvor. Alles kalte Brauchwasser vom Wischen der Böden, dem Spülen der Wäsche, dem Tränken des Viehs, um die wesentlichen Gründe zu nennen, wurde aus der Wiembecke entnommen. Alle hatten eine Schöpfstelle am Bach, die entsprechend dem Höhenunterschiede zum Hause zumeist durch Treppen erreicht wurde. Auch für das Vieh gab es Zuwege zum Wasser, so erinnere ich mich, dass bis nach dem Kriege die Kühe der Höfe Hagemeister, Klöpfer, Beins und Möllenbrok selbst im Winter morgens und abends zum Saufen an das Wasser getrieben wurden.

Ebenso war für die Bewohner, die keine Anlieger waren, beim Bau der Brücke daneben eine Trift geschaffen, die einen Zugang ermöglichte. Selbst Tante Mathilde und die Mädchen zogen vor dem Kriege zum Bache um dort die Wäsche zu spülen.

Die geringste Höhendifferenz eines Zuweges zur Wasseroberfläche war in der Twiete gegenüber Möllenbroks Haus gegeben. Eine Stelle, die auch von uns genutzt wurde, um sommertags alle zwei-drei Tage ein Wasserfass eimerweise zu füllen, um die Rinder in der Remkerbergsweide (Hallen) mit Wasser zu versorgen.- Zu der Zeit gab es üblicherweise noch keine Schläuche auf den Höfen um Fässer füllen zu können.-

Dass wir im Winter oft auf dem Bache Schlittschuh laufen konnten, sollte der Vollständigkeit halber erwähnt werden. Wie wir bei ganz kalten Temperaturen im Winter statt auf der zugigen Chaussee, auf der Wiembecke entlang zur Schule gingen.

Eine weitere Nutzung der Bäche war das Flössen von neben liegenden Weideflächen, ein Brauch, den auch das Rittergut anwandte. Jeweils im März, wenn die Vegetation einsetzte, wurden die Wellner- und die Hofwiese unterhalb des Gutes unter Wasser gesetzt. Oberhalb der betreffenden Grünlandflächen konnte die Wiembecke durch Wehre gestaut werden, und ein abgehender Graben führte ab da das Wasser mit natürlichem Gefälle zur Wiese. Durch ein ausgeklügeltes System etlicher Barrieren längs des Zulaufgrabens erreichte man ein gleichmässiges Überfluten der Fläche. Mit dieser Methode wurden die Nährstoffe des Wassers zur Düngung der Gräser genutzt, und gleichzeitig der Boden gewässert.

Während ich das Flössen selbst noch erlebt habe, waren zwei weitere Staue in der Nähe des Dorfes nicht mehr funktionsfähig. Das war erstens das Wehr neben der Schmiede, von dem ehemals die Gräfte auf dem Rittergut mit Wasser versorgt wurde. Zwar war bis nach dem Kriege die Gräfte als Teich noch vorhanden, aber eine Bedeutung oder Nutzung ist mir nicht in Erinnerung.

Eine weitere Staustufe des Baches gab es unterhalb des Koppennacken. Zu meiner Zeit nur noch in Form eines einfachen Wasserstaues, mit einem abgehenden Graben der zu einer ehemals angelegten Badeanstalt führte. Wann diese Badeanstalt angelegt worden war, lässt sich nicht mehr feststellen. Beides, Graben und Becken wurden zu meiner Jugendzeit nicht mehr gepflegt. Ich vermute, dass die Badeanstalt nach dem ersten Weltkriege für die Saisonarbeiter des Gutes gebaut wurde. Die Parzelle gehörte zum Rittergute. Hinsichtlich des Zeitpunktes beziehe ich mich darauf, dass zwischen dem Becken und dem Feldwege zum Koppennacken aus Sichtschutz Fichten angepflanzt wurden, die in den vierziger Jahren ca. 20-30 Jahre alt waren. (meine heutige Erinnerung) Auch war die Verschlammung des mit Ziegelsteinen gepflasterten Beckens zu meiner Jugendzeit noch moderat, sodass wir hornolderdorfer Jungens das Becken noch benutzen konnten, und in ihr das Schwimmen gelernt haben. Einschränkend sollte aber nicht verschwiegen werden, dass wir nach den Schwimmübungen in der daneben fliessenden Wiembecke eine Totalreinigung vorgenommen haben, um wirklich sauber zu sein.

Die erwähnten zeitweiligen Tücken des Baches.

Der Ursprung der Wiembecke sind einerseits Quellen oberhalb der Externsteine, von denen auch die dortigen Seen gespeist werden, und ergänzend und unregelmässig in ihrer Menge kommen noch Oberflächengewässer von den Höhen des Teutoburgerwaldes hinzu, die das Bachwasser ergänzen. Gerade das variierende Oberflächenwasser sorgt dafür, dass nach einer Schneeschmelze, Gewitterregen oder lang anhaltenden Regenperioden die Wassermengen in der Wiembecke immer relativ schnell ansteigen.

Für gewöhnlich fasst das Bachbett auch diese zusätzlichen Mengen. Trotzdem kennen wir aus der Vergangenheit die Ausnahmen von dieser Regel, bei denen der Bach innerhalb des Dorfes über die Ufer stieg, die Strasse zur Twiete und die Keller der anliegenden Häuser als Erstes überschwemmte, und dann je nach Intensität sich ausdehnte. Ich erinnere mich allerdings auch an Hochwässer der Wiembecke die weit über die üblich gewöhnlichen Ausmasse hinausgingen, und dadurch die Dorfstrasse bis vor unsere Hofeinfahrt in die Wassermassen einbezogen war, sodass infolge der Höhe selbst die Autos kurzzeitig nicht mehr passieren konnten. Ich möchte auf Daten, die ich selbst erlebt habe verzichten, an denen es besonders krass war, da jede Überschwemmung ihre Besonderheiten und auch Dauer hatte.

Handelte es sich um Wasser nach einer Schneeschmelze, kam der Schwerpunkt aus dem Teutoburgerwalde, also mit dem Flussbett ins Dorf. War das Hochwasser die Folge eines Gewitters oder einer Regenzeit, brachten auch die Gräben unserer Gemarkung ergänzende Mengen, sodass oft ein Rückstau zum Bach sich aufbaute, und selbst unser Keller fusshoch unter Wasser stand. Das Leben mit der Wiembecke gehörte sicher bei unseren Altfordeuren schon zum Alltag. So hatte jeder Hof in meiner Jugendzeit noch ein sogenanntes Schmandloch, ein Auffangbecken für die vom Acker oberflächlich abfliessenden Wassermengen in der Nähe der Hofstellen. In diesen Teichen sollte sich das Wasser beruhigen, und die mitgeführte Erde sich ablagern. War die gewonnene Erdschicht mächtig genug, wurde sie wintertags zu besonders erosionsgefährdeten Stellen eines Ackers gefahren. Das Schmandloch unseres Hofes lag seitwärts der Einfahrt im unteren Teil der Bleiche, und ist verfüllt worden als wir, Gerhard und ich Kleinkinder waren, um ein mögliches Ertrinken zu verhindern.

Sofern mich meine Erinnerung nicht trügt, gab es zu meiner Kinder- und Jugendzeit häufiger Abschwemmungen von den Feldern als heute. Mir sind diese vom Wasser ausgespülten Furchen besonders in Erinnerung geblieben, da in besonders krassen Fällen, diese wieder mit Erde verfüllt werden mussten, um die späteren Arbeitsabläufe nicht zu behindern. Spontan fallen mir als Ursache dazu drei Gründe ein.

Erstens: Solange mit Pferden gepflügt wurde, war die gewendete Bodenschicht flacher, und damit weniger wasserhaltend. Zum Anderen wird heute mehr Wert auf eine regelmässige Kalkdüngung gelegt, was ebenfalls zur Bodenlockerung beiträgt und wasserbindend ist. Ferner: Wegen der schon erwähnten oft verspäteten Bestellung des Getreides im Herbst, waren die Bestände vielfach nicht kräftig genug, um mit der Wurzelmasse die obere Bodenschicht zu binden.

Sollte ich meine Schilderungen über die Tücken der Wiembecke nicht eindrucksvoll und überzeugend genug dargestellt haben, möchte ich als weiteres Argument darauf verweisen, dass in naher Zukunft der Bau eines Auffangbeckens geplant ist, mit dem zukünftig Überschwemmungen nach Starkregenfällen von Hornoldendorf bis in die Kernstadt Detmolds unterbunden werden sollen.

Der Bau dieser Massnahme zeigt die allseits anerkannte, dringende Notwendigkeit einer Staumöglichkeit, um die in der Vergangenheit entstandenen erheblichen Schäden entlang der Wiembecke zukünftig zu unterbinden. Dass der Damm als Fahrstrasse angelegt, und damit der Durchgangsverkehr durch das Dorf beendet wird, ist ein zusätzlicher Gewinn für die Bewohner. Geplant ist eine Trasse von der Landstrasse in Höhe der Kappbreite abgehend, und unterhalb des Koppennacken verlaufend bis zur Anbindung an die Remmighauserstrasse unterhalb des Hallen.

Das Rittergut Hornoldendorf.

Die gleichlautende postalische Bezeichnung suggeriert eine Verbindung zum Dorf. Betrachtet man diese Aussage im Hinblick auf die vierhundert Jahre währende Existenz des Gutes, wird man allerdings für den Zeitraum bis 1938, und für den danach, zu unterschiedlichen Bewertungen kommen.

Die heutige Eigentümerfamilie Oetker hat sich seit ihrem Kauf 1938 um den Kontakt zu den Dorfbewohnern bemüht. Im Gegensatz zu ihrer Vorgängerfamilie hatte sie aber auch ihren alleinigen Wohnsitz auf dem Gute. Der viel zitierte Krieg, die strukturellen Umbrüche in der Landwirtschaft mit dem Abbau der Beschäftigten taten ein Übriges, indem sie das Zusammenwachsen der beiden Teile des Dorfes förderten.

Die vorherige Besitzerfamilie Wallbrecht wohnte im Gegensatz dazu, nur sporadisch auf dem Gute. Ihre jeweilige Ankunft wurde in unserer Familie mit den Worten kommentiert "Die Gutsherrschaft ist wieder da", zumal die Ankunft nicht zu übersehen war, da sie ihre Hausangestellten von Hannover mitbrachten, mit der Bahn kamen, und vom Bahnhof Remmighausen abgeholt und weggebracht wurden, und damit die Dorfstrasse befuhren.

Über die Zeit vor 1872, den Zeiträumen der Vorbesitzer und ihrem Verhältnis zu den Dorfbewohnern ist nichts konkretes bekannt. Zweifellos ist aber zu vermuten, dass der auf ² "Fotographie deutlich erkennbare räumliche Abstand der Gutsanlage zum Dorf nicht nur optischer Art war, sondern er kann auch mit Sicherheit für die ideelle Distanz zwischen unseren Altfordern und der Gutsherrschaft angesehen werden, zumal die Abhängigkeit von der Obrigkeit erst im Laufe des 19. Jahrhunderts beseitigt wurde, deren Statthalter die Gutsbesitzer vielfach waren.

Beim detaillierten Betrachten des Fotos fällt einem unwillkürlich die im Vordergrund stehende grosse Scheune des Rittergutes entlang der Strasse ins Auge, die im Vergleich zu den Dorfgebäuden die Grössendimension zu den bäuerlichen Anwesen anschaulich dokumentiert.

Für mich als Abstamm einer hornoldendorfer Bauernfamilie, ergibt sich daraus eine weitere wenn auch hypothetische Frage: Welche Entwicklung hätten die Höfe des Dorfes ab dem 17. Jahrhundert ohne die Gründung des Gutes genommen? Diese Frage umschliesst sowohl die bis ins 19. Jahrhundert währende Abhängigkeit der Bauern von der Obrigkeit. Die in diesem konkreten Falle Hornoldendorfs vom Grafenhaus auf den Gutsbesitzer Hammerstein übertragen wurde, wodurch, infolge der räumlichen Nähe, sich die Fronbelastung der Bauern sicher verstärkt hat, was zu den bekannten schriftlich dokumentierten und wiederholenden Auseinandersetzungen führte.

Zweitens: Was wäre im anderen Falle mit den Flächen, der aus wirtschaftlichen Schwierigkeiten eingegangenen Höfe geworden, aus denen das Gut gegründet wurde, da damals noch Teile der Flächen im Gemeinschaftsbesitz waren? Hat also die Domänenbildung einen Flächenzuwachs der hornoldendorfer Höfe verhindert, die dadurch nicht wachsen konnten?

Betrachtet man heute die landwirtschaftliche Grössenordnung der Besitzungen früherer Zeiträume im Rückblick, kann man feststellen, dass dort, wo in den Dörfern Güter plaziert waren, es keine grösseren bäuerlichen Besitzungen gab.

Geschichtliche Abläufe sind Fakten, die durch nachträglich aufgestellte Hypothesen nicht veränderbar sind. Angesichts der im nachhinein erkennbaren Tatsache aber, dass mit steigender Hofgrösse der Lebensalltag in der Landwirtschaft angenehmer zu gestalten war, mögen meine Gedankenspiele wohl erlaubt sein.

So ist die Flächengrösse der im zwanzigsten Jahrhundert noch existenten Höfe, soweit das aus den familieneigenen Unterlagen hervorgeht weitgehend konstant geblieben. Zur Zeit Wallbrechts hat es dann Tausche etlicher Parzellen zwischen dem Gute und den Bauern gegeben, die sicher in der Absicht geschehen sind, eine weitere räumliche Trennung in den Feldfluren zu erreichen. Wahrscheinlich aber auch, um Ackerstücke des damals gekauften Hofes Wellner zu integrieren.

Als Ergebnis der Tausche lagen dann die zum Gute gehörenden ca. 200 ha. Acker- u. Grünlandflächen des Gutes zusammenhängend und separat, und mit Ausnahme des Osterberges waren alle Stücke ohne Beeinträchtigung des Dorfes zu erreichen. (zum Gute gehörten auch ca. 50 ha. Wald.)

Dieses getrennte Nebeneinander von Gutsbetrieb und Dorfleben war von grosser Bedeutung, da der Wirtschaftsablauf bis in die Zeit unserer Elterngeneration im Gegensatz zu heute mit einem immensen Aufwand von Personen und Geräten verbunden war, deren Konzentration sich besonders auf den grossen Betrieben verdeutlichte.

So erinnere ich mich noch zahlreicher Personen, die in meinen Kindertagen auf dem Gute beschäftigt waren. Die Leitung hatte ein selbstständig wirtschaftender Inspektor, und ein Verwalter als sein Stellvertreter, für die Ackerwirtschaft gab einen Hofmeister, der für den Einsatz der sieben Pferdegespanne zuständig war, und sie zu den Einsatzorten begleitete.

Die ca. 60 Kühe mit Nachzucht betreute ein eigenverantwortlicher Melkermeister mit etlichen Helfern, da die Kühe noch von Hand gemolken wurden. Die tägliche Frischmilch wurde, wie die der hornoldendorfer Bauern, bis 1938 in einigen Strassen Detmolds an den Haustüren direkt verkauft. Zum Viehbestand gehörten ebenso Schweine, die damals noch eingestreut wurden, sodass die Ställe auch gemistet werden mussten, was ergänzende Zeit erforderte. Zusätzlich waren noch etliche Personen damit beschäftigt, das täglich benötigte Futter an die jeweiligen Stellen zu bringen, Hafer für die Pferde, Schrot in den Kuh- u. Schweinestall, Grünfutter sommertags in den Kälberstall etc. Zu den ständigen Arbeitskräften kamen ab Frühjahr bis Weihnachten die Saisonarbeiter.

An die täglich durch die Feldmark ziehende Schafherde mit dem alten Schäfer Ritter kann ich mich noch gut erinnern. Ebenfalls wurde ein Stellmacher beschäftigt. Lediglich die Schmiedearbeiten einschliesslich dem Pferdebeschlagen liess man in der Dorfschmiede ausführen.

Neben dem Ackerbau und der Viehhaltung unterhielt das Rittergut ergänzend noch eine Gärtnerei, die eigenständig von einem Gärtnermeister geführt wurde, und in der zahlreiche weitere Mitarbeiter beschäftigt waren. Die erzeugten Gemüse- u. Obstprodukte wurden regelmässig auf dem Wochenmarkt in Detmold verkauft. Vorteilhaft waren sicher auch die vorhandenen Gewächshäuser, in denen Blumen- und Gemüsesetzlinge frühzeitig herangezogen werden konnten, die dann in der Vegetationszeit auch von den Gartenbesitzern der umliegenden Dörfern intensiv gekauft wurden.

Die eigene Familie bediente sich ebenfalls dieser Möglichkeit, wenn die Gräber auf dem Friedhof mit Blumen zu bepflanzen waren, oder Setzlinge für den Garten benötigt wurden.

An der Aufzählung der umfangreichen Beschäftigungszahl wird deutlich, welcher gewaltiger Personalaufwand betrieben wurde, um einerseits die anfallenden Arbeiten erledigen zu können, andererseits aber auch, wie man glaubte in allen Betriebszweigen präsent sein zu müssen. Eine Ökonomiephilosophie, die, wie bereits erwähnt, bis in die Elterngeneration von der gesamten Landwirtschaft praktiziert wurde.

Bei der Aufzählung der Besitzungen und Gebäuden des Dorfes habe ich bisher ein Haus nicht erwähnt, jenes auf dem "Strang," das abseits an der Landstrasse L 828 Richtung Horn liegt, und das ehemals auch zum Rittergut gehörte. Beim Besitzerwechsel 1938 wohnte dort ein Forstaufseher mit Namen Otto Specht. Ein Angestellter des Gutes, der neben der Forstaufsicht sich ebenso sehr um den Wildbestand kümmerte, da es, wie schon erwähnt, u.a. das Jagdinteresse war, das den ersten Wallbrecht zum Kauf des Gutes veranlasst hatte.

Das heutige Haus ist auf den Ruinen des Alten nach dem Kriege vom Kreis Detmold wieder neu errichtet worden, nachdem das Vorgängerobjekt in den letzten Kriegstagen, 2-3 April 1945, von amerikanischen Panzern zerstört wurde, die Fam.Oetker es aber nicht wieder aufbauen wollte. Zur Geschichte: Die amerikanischen Panzerverbände überquerten in den ersten Apriltagen die Gauseköte. In Berlebeck leistete eine deutsche SS-Einheit erheblichen Widerstand, mit dem Ergebnis, dass dort mehrere Häuser in Brand geschossen wurden. Der Rückzug der deutschen Truppe über Fromhausen und dem Wallberg erfolgte kämpfend, dabei wurde auch das Haus am Strang von Soldaten als Schutz benutzt. Nach Aussagen von Hausbewohnern hatten sich die Amipanzer in respektabler Entfernung davor aufgestellt und schossen solange wie sie Gegenwehr bekamen. Erst als das Haus brannte, und die deutschen Soldaten sich abgesetzt hatten, konnten die Einwohner unter hissen der weissen Fahne im sogenannten letzten Augenblick das Haus lebend verlassen.

Eine weitere Kuriosität: Ein detmolder Juwelier hatte bei einer in dem Hause wohnenden Familie Teile seiner Schmuckkollektion deponiert, die man nach dem Brande angeblich nie gefunden hat.

Strassen und Wege des Dorfes in meiner Jugendzeit.

Nach heutiger Auslegung wird der Begriff "Strassen" für alle die Verkehrsverbindungen benutzt, die mehrspurig und asphaltiert sind. Das traf damals im engeren Sinne nur für die Strasse von Horn nach Heiligenkirchen zu. Diese ist später in den sechziger Jahren, wegen ihrer kurvenreichen Linieneinführung, der enormen Steigungen, ausgangs Heiligenkirchen(Grotens Berg = Hebbren) und der Kappbreite Richtung Fromhausen, mit neuer Trasse ca. 200 Meter südlich angelegt worden, da sie dem zunehmendem Verkehrsaufkommen in ihrer alten Form nicht mehr gewachsen war. Eine Situation, die damals noch keiner ahnte.

Zu der Zeit empfanden wir diese Strasse im Gegensatz zu den übrigen Wegen als etwas Besonderes, so beim Zufussgehen, da die geputzten Schuhe nicht verstaubten oder verdreckten, oder auch bei den Wagenfrachten der Pferde, da sich der Wagen leichter ziehen liess. (ausser an den Steigungen)

Der Verlauf der Trasse in Richtung Heiligenkirchen,(heute noch als Zufahrt zum Gute vorhanden) von Beins Ecke, Einmündung der Twiete, von da ab im Bereich des Gutes, vorbei an der Mauer des Gartens, der Scheune, der Einfahrt zum Hof, der Gärtnerei, den grossen Bäumen des Parks, und am Ende der tausendjährigen "Dicken-Eiche," war einerseits ein Gewohnheitsweg, andererseits ein abwechslungsreicher Abschnitt der fast zwei Kilometer langen Strecke bis zur Ortsmitte des Nachbardorfes. Eine Entfernung, die auf Grund der engen Verbindungen der beiden Orte von den Dorfbewohnern oft, für viele täglich, zu gehen oder zu fahren war.

Um die "Dicke Eiche" rankte sich auch eine Spukgeschichte in Verbindung mit einem Gelübde des vormaligen Besitzers des Gutes, Frhr. v.Hammerstein, der bei einem glücklichen Ende eines Krieges geschworen haben soll, die erste Kreatur, die ihm bei der Heimkehr entgegen kommt, zu opfern. Dabei soll er an seinen Hund gedacht haben, statt dessen sei es seine Tochter gewesen. Seit dieser Zeit soll er um Mitternacht an der Eiche als Geist erscheinen, da er keine Ruhe findet. (In wie weit diese Mär mit der geschichtlichen Realität übereinstimmt, ist mir nicht bekannt.)

In entgegengesetzter Richtung nach Horn war von der Chaussee nur die Kappbreite erwähnenswert, die auf Grund der damaligen Steigung für Transporte gehasst wurde, sich wintertags als Rodelstrecke für uns Jungen aber um so hervorragender eignete. Beinahe hätte uns diese Freizeitbeschäftigung an einem Sonntag im Kriegswinter 1943/ 44 zum Verhängnis werden können.

Es war ein klarer Tag, und wir hatten nach einigen Fahrten am Startpunkt für einen Moment verweilt, als vom Süden, dem Wallberg, sechs Flugzeuge auftauchten, deren Nationalität wir nicht bestimmen konnten, was einer der Anwesenden mit den Worten kommentierte:"Wenn das Feindflugzeuge sind, könnten die uns leicht erkennen, und wir was erleben."(Es waren englische Jäger)

Nachdem sie uns überflogen hatten, sahen wir, wie sich der erste Flieger im Sturzflug senkte, und den detmolder Flughafen mit Bordkanonen und Maschinengewehren beschoss, dem die anderen sogleich folgten. Der Angriff geschah jeweils vom Norden, sodass sie uns im Süden in ganz geringer Höhe überflogen, und wir deutlich die Köpfe der Piloten erkennen konnten. Zum Glück hatte die Strasse auf ihrer Südseite einen Graben, der uns Deckung bot. Ob wir ungeschützt ein Angriffsziel geworden wären, bleibt unbeantwortet, andererseits wurden zu dem Zeitpunkt des Krieges durchaus auch schon Einzelpersonen zunehmend durch Jagdflugzeuge beschossen.

Die zweite Strasse, ist die als Dorfstrasse von der L 828 südlich des Dorfes beginnende Kreisstrasse nach Remmighausen. Dieser alte Verkehrsweg ist schon auf Flurkarten aus dem 18. Jahrhundert bei gleicher Linienführung innerhalb des Dorfes vorhanden. Allerdings konnte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Wiembecke mit Fahrzeugen nur durch das Bachbett mittels einer Furt passiert werden. Für die Fussgänger gab es einen Steg, das waren i.d.R. zwei Baumstämme, die nebeneinander liegend den normalen Bachlauf überspannten, sowie zur Sicherheit ein Handlauf. Der Nachteil war, dass bei Hochwasser diese Bäume vielfach überschwemmt wurden, zerbrachen und so häufig ersetzt werden mussten.

In dem Buch "Amt Falkenberg" ist zu lesen, dass mein Urgrossvater 1852 als Ortsvorsteher den Dorfbewohnern den Vorschlag machte, die Strasse nach Remmighausen auszubauen, und über die Wiembecke eine Brücke zu bauen, deren Fertigstellung 1854 erfolgte. Bedauerlicherweise konnte ich keine weiteren Details über die Strasse bzw. über deren Fertigstellung erfahren.(L.Arch.)

Anhand der alten Zeichnungen ist erkennbar, dass ab unserem Garten die neu gebaute Trasse unter Beachtung der Parzellengrenzen auch eine neue Linienführung bekam, die von dem alten Hohlweg durch den Kuhlekamp total abwich. (Bis in die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts gab es vor dem Kuhlekamp zwischen der neuen Strasse und dem Ackerstück noch ein Stück Unland mit alten Bäumen, die noch den alten Wegverlauf markierten.)

Ein bleibendes heute noch sichtbares Stück der neuen Strasse ist zweifellos der Einschnitt in den Bergrücken vor dem Remmighauser Friedhof, durch den die Steigung aus dem Ort einerseits um etliche Höhenmeter gesenkt wurde. Zum anderen war es sicher eine günstige Gelegenheit die dadurch gewonnenen Steine als Packlage der Strasse vor Ort zu haben. Weiteres Baumaterial ist, so denke ich, aus den angrenzenden Steinbrüchen westlich des Einschnittes gebrochen worden, diese gab es noch bis nach dem Kriege, ehe sie anschliessend mit Müll und Bauschutt verfüllt wurden.

Der neue Weg mit einer soliden Packlage als Unterbau, darauf der Knollschlag = behauene Steine bis zur Grösse einer Faust, dann der lückenfüllende Feinsplitt, bedeutete mit Sicherheit einen Fortschritt gegenüber dem Untergrund eines Hohlweges. Mit der Zeit sind aber auch die Mängel dieser Schotterstrassen sichtbar geworden, da der Feinsplitt, nach Starkniederschlägen immer wieder abgeschwemmt wurde, und durch das Befahren mit eisenbereiften Ackerfahrzeugen Rillen und Furchen im Strassenkörper entstanden, die ständig einer Ausbesserung bedurften.

Trotz der langen Existenz und Bedeutung dieses Weges als Verbindungsstrasse zur Bahnstation und zum Ort Remmighausen, ist diese Strasse erst nach dem Kriege asphaltiert worden, und zwar soweit die Bebauung Hornoldendorfs ging, Ende der vierziger Jahre. Der zweite Teil, die grössere Strecke bis in den Nachbarort, wurde erst 1960 nachgeholt.

Welche Wohltaten mit einer solchen Massnahme verbunden sind, kann nur der ermessen, der auch den vorherigen Zustand kannte. Jedes Befahren war vordem entweder bei trockenem Wetter von einer Staubwolke begleitet, oder bei Regen von einer mehr oder minder starken Dreckschicht. Auch die Fussgänger bekamen bei nassem Wetter stets dreckige Schuhe. Besonders schmutzig war innerhalb des Dorfes der Teilbereich entlang des hagemesterschen Grundstücks, so gingen wir Jungens auf unserem täglichen Schulweg stets auf der parallel zur Strasse verlaufenden Grenzmauer.

Neben der Fahrbahn gehörte ausserhalb des Dorfes eine mehr oder weniger breite Grasbankette zum Strassenkörper, deren Aufwuchs von den Stättebesitzern des Dorfes je hundert Meter gepachtet wurde. Da dieser Abstand durch Betonsteine markiert war, die die fortlaufende Entfernung bis zum nächsten Ort angaben, war die Einhaltung der jeweiligen Länge ebenfalls gesichert.

Zu meiner Kindheit war der Grasstreifen mit zahlreichen Apfelbäumen und vereinzelt Ebereschen bepflanzt, die damals noch gepflegt wurden, wie auch der Ertrag der Apfelbäume jeweils im Herbst an Interessenten versteigert wurde. Wegen der ständigen Verbreiterung der Fahrbahn und den immer grösser werdenden Fahrzeugen, aber auch wegen mangelndem Interesse an dem Obst, sind die Obstbäume an allen Kommunalstrassen heute verschwunden.

Den Abschluss der Strasse zu den Feldern bildete auf beiden Seiten jeweils ein Graben. Er nahm sowohl das Wasser vom Strassenkörper auf, wie er auch die, nach Regenfällen von den Äckern oberflächlich abfliessenden Mengen, und die der Drainagen ableitete. Somit mussten die Gräben gewartet werden. Zu diesem Zweck unterhielt der Kreis bis in die sechziger Jahre Strassenwärter, die jeweils für bestimmte Strassen zuständig waren, in Handarbeit bei Bedarf kleine Reparaturen am Strassenkörper durchführten, wie auch die Gräben offenhielten.

Anmerkung zur Brücke: In Verbindung mit dem Kriegsverlauf glaubte die deutsche Heeresführung den Vormarsch der alliierten Truppen u.a.durch Brückensprengungen aufzuhalten. So wurde in den letzten Märztagen 1945 auch an der Dorfbrücke eine Bombe deponiert, und zur Sprengung gebracht. Zum Glück brach nur ein Teil des Nordbogens der Fahrbahn ein, sodass weiter ein eingeschränktes Befahren möglich war. Bedauerlicherweise kam bei der Sprengung ein Soldat zu Tode.

Hohlwege und Steinbrüche, Relikte früherer Jahrhunderte.

Der Neubau von Schotterwegen und noch später Asphaltstrassen machte einen Teil der alten Wege überflüssig, auf denen unsere Vorfahren zu den Nachbargemeinden, bzw. zu den Feldern fuhren.

In der hornoldendorfer Feldflur sind einige wenige Überbleibsel dieser ehemaligen Wege noch vorhanden, dort wo sie nicht höhengleich, also tiefer als die angrenzenden Feldern verliefen, oder die nachfolgenden Schotterwege eine andere Trassierung bekamen.

So ist westlich des Weges über den Berg nach Eichholz in Höhe des Hauses Nr.15 noch ein kleines Stück von ca. 250 Metern zu sehen. Ein weiterer Hohlweg, der zum Osterberg und weiter nach Schmedissen führte, wurde im Bereich des "Hallen" überflüssig, als der Neubau der Strasse nach Remmighausen fertiggestellt war, und von dieser ein neuer Abzweig näher am erwähnten Einschnitt gelegen, und damit ebener verlaufend, angelegt wurde. Erst auf dem Osterberge selbst, wo auch der alte Weg höhengleich mit den Flächen verlief, hat man die Anbindung an die alte Trasse vollzogen.

Beide noch sichtbaren Urwege haben die Zeit bis heute überstanden, da teilweise die Sohlen zwei bis drei Meter unter Flur der angrenzenden Felder liegen, ihre Auffüllung mit Erde erhebliche Mengen erfordert hätte, sie aber von den Standorten nicht so interessant sind, dass es gelohnt hätte, diese käuflich zu erwerben, und sie den Ackerflächen anzugleichen.

Betrachtet man die Flurkarten aus dem 18. Jahrhundert und die damals eingezeichneten Feldwege, gibt es noch weitere Stellen, wo man an Bodendellen und Senken trotz Ackerung oder Grünlandnutzung den Verlauf der Hohlwege durchaus noch gut erkennen kann.

Die Fahrsole war jener Belag, wie er als gewachsener Stein vor Ort vorhanden war, holprig beim Befahren, mit hohem Verschleiss an den Geräten und auch nicht unbedingt viehtauglich. Bedauerlicherweise gibt es keine näheren Aussagen über den Zustand und eventuelle Instandhaltungsmassnahmen der Wege aus der Zeit ihrer Nutzung. Denkbar ist, dass man für die notwendigen Ausbesserungen Steine aus den vorhandenen Steinbrüchen gebrochen hat.

Damit sind wir bei den Steinbrüchen. Jeder Hof in Hornoldendorf besass einen eigenen Steinbruch, die alle bis auf die steinssche Anlage im Hallen, (dort wurde bis Ende der dreissiger Jahre noch gebrochen) in meiner Jugendzeit nicht mehr in Betrieb waren. Auch meine Vorfahren haben an zwei Orten einen Bruch betrieben, einen in den Kuhweiden am Dreschenkamp, und einen zweiten im Hallen. Letzterer hatte die Ausfahrt zu dem erwähnten noch vorhandenen Hohlwegstück. Warum man an zwei Orten gebrochen hat, kann ebenso wenig beantwortet werden, wie die Frage nach der Qualität der Steine.

Allerdings gibt es eine Reihe von Gebäuden auf unserem Hofe, die aus Bruchsteinen gebaut wurden. Das letzte war die Scheune, vordem der Kuhstall. Da an beiden die Wände nicht verputzt sind, ist das Mauerwerk sichtbar. Bezogen auf die Haltbarkeit der Steine, machen diese nach ca. hundert Jahren immer noch einen hervorragenden unvergänglichen Eindruck. Weitere Bruchsteingebäude sind der alte Schweinestall, wie auch die gesamte Hofseite des Wohnhauses einschl. Wirtschaftsteil, deren Steinqualitäten aber unter dem Putz verborgen sind.

Wenn ich auf die Haltbarkeit der Bruchsteine abhebe, so aus dem alleinigen Grunde, weil in weiten Bereichen des nahen Teutoburgerwaldes die oberen Bodenschichten stark kalkhaltig sind, was eine gewisse Porösität und Brüchigkeit bedeutet, sodass die Bruchsteine bei entsprechendem Kalkgehalt auch gebrannt, und als Dünger verwandt werden konnten. Auch auf dem Rittergute muss es in nicht allzu weiter Vorzeit ein Kalkwerk gegeben haben, dessen letzte Überreste auf dem Koppennacken mir noch in Erinnerung sind. Diese bestanden aus einer angedeuteten Mauer und damit verbundenen Eisenschienen, ferner kleine Haufen von Kohlen und Kalk. (Der Koppennacken liegt unmittelbar neben dem steinsschen Steinbruch)

Während die erwähnten Steinbrüche in der hornoldendorfer Gemarkung zu meiner Jugendzeit noch als stille Zeitzeugen zu sehen waren, sucht man sie heute vergeblich. Sie sind alle entweder beim Neubau der L 828 mit Erde verfüllt worden, oder wie in unserem Falle mit Genehmigung des Kreises durch einen Unternehmer nach und nach ebenfalls aufgefüllt worden.

Richtewege auch "Gerechtsame" genannt.

Der Begriff "Gerechtsame" war der gängige Ausdruck für öffentliche, abkürzende Fusswege durch das Eigentum von Nachbarn. Wahrscheinlich ist deren Entstehung in der Lehenszeit aus der Verbindung zur Kirche oder zu den Meierhöfen entstanden, um die häufigen Wege zur Fronleistung durch einen geringeren Zeitaufwand zu bewältigen. Da es diese Abkürzungen nun einmal gab, hat man sie nachfolglich wahrscheinlich auch nach der Bauernbefreiung weiterhin erhalten, wie mancher Brauch aus der Tradition heraus bewahrt wurde.

Es sei daran erinnert, dass noch bis nach dem letzten Kriege i.d.R. mehrere Dörfer in Lippe zu einem Kirchspiel gehörten, und unsere Vorfahren in Ermangelung der heute üblichen Verkehrsmittel, die Entfernung zur Kirche am Sonntag, aber auch alltags bei anderer Gelegenheit die Wege zu Fuss bewältigen mussten.

So hatte Hornoldendorf ebenfalls zwei Gerechtsame, sowohl nach Heiligenkirchen, wie auch nach Berlebeck. Ersterer war der Kirchweg nach Heiligenkirchen. Er begann an der Schmiede mit dem Steg aus zwei Baumstämmen über das Bachbett, um von der Süd- auf die Nordseite zu kommen. - Bis zur Schmiede gingen wir Oberdörfler allerdings auch nicht entlang der Dorfstrasse über die Brücke in die Twiete, sondern hinter hagemesters Mauer durch die Trift, über grosse Steine in dem Bachbett, die in der früheren Furt plaziert waren, und kamen so vor das Wohnhaus der Schmiede.-

Das erste Grundstück nordseits des Baches hörte noch zum Schmiedebesitz, damals Flake, dann stieg man über einen Staketenzaun in Steins Baumhof, wieder über einen Zaun in dessen Kuhweide. Dahinter begann der Gutsbesitz mit der Querung einer Kuhtrift, anschliessend der Gang durch den Gemüsegarten, an deren Ende führte der Patt auf den Feldweg entlang der Plantage zum Wellnerberg.

Zur Bewältigung der Zäune waren jeweils Übersteigmöglichkeiten in Form von Querbrettern angebracht, oder am Gutsgarten durch eiserne Schwenktore, sodass die Übergänge kein Hindernis bedeuteten.

Unterhalb des Wellnerberges, wo der Feldweg im rechten Winkel abbog, verlief der Fussweg wie schon ab der Schmiede weiter im Nahbereich der Wiembecke, durch eine zum Gute gehörende Weide, einem Hainebuchenwäldchen, an einem Kötterhaus des Gutes vorbei, und führte dann in der heiligenkirchener Gemarkung auf den heute noch existenten Weg "Zum Boseberg"

Die Gerechtsame nach Berlebeck begann etwa 150 Meter vor dem Mühlenweg von der Landstrasse abgehend, auf der Grenze zwischen den Gutsflächen und den der Stättebesitzern. Soweit beiderseits die Stücke geackert wurden, war es ein unbefestigter gradlinig verlaufender Grasweg. In Höhe der zum Gute gehörenden darüberliegenden Schafhude fehlte die genaue Markierung, die Fahrspuren zeigten aber in Richtung der westlichen Waldgrenze des Wallberges, die gleichzeitig auch die Gemarkungsgrenze zu Berlebeck war. Entlang dieses Waldrandes führte der Weg von der Nord- auf die Südseite. Mit Pferd und Wagen konnte man dann in östlicher Richtung weiter am Waldrand nach ca. 100 m auf einem Privatweg des Hofes Wächter gelangen.

Die Gerechtsame war ab dem Südrand des Waldes, im Gegensatz zu dem erwähnten Fahrweg, nur noch ein Fussweg in Form eines schwach ausgeprägten Hohlweges. Immer noch in Südrichtung verlief auch dieser Patt auf die Hofstelle des Besitzes Wächter zu, nur dass dieser Weg hinter den Gebäuden herführte.

Da es ein öffentlicher Durchgang war, waren der Garten auf der einen, und die Weiden auf der anderen Seite mit Zäunen eingefriedet, sodass ein unbehelligtes Passieren möglich war. Dass war auch erforderlich, da der Weg weiter, über die Fahrstrasse hinweg verlief, indem er jenseits der Strasse als steiler Pfad auf dem Steinstoss endete, der östlichen Anhöhe an der "Alten Strasse".

Ob es von dort in früherer Zeit über den Schwesternberg noch eine Verbindung zum Hahnberg gab, ist zu vermuten, da auch der Bauer Rosemeier, ein eingesessener Hof auf dem Hahnberge, fronpflichtig gegenüber dem Rittergute war.

Neben den aufgeführten Richtewegen zu den Nachbardörfern gab es weitere Gerechtsamen in der Feldmark, Überfahrten oder Duldungen zu Feldstücken, die keine Anbindung an einen Feldweg hatten. So gab es bis in meine Wirtschaftszeit z. B. in der Brede zwei Graswege am Kuhlekkamp, die wahrscheinlich noch aus der Zeit des alten Hohlweges stammten, und die den Wirtschaftlern der nachgelagerten Parzellen eine Zufahrt garantierten. Lange Jahre habe ich geglaubt, dass die Graswege Eigentum der Stättebesitzer seien die den Aufwuchs mähten, bis ich durch Tausch der einen Fläche dessen Besitzer wurde.

Eine weitere Gerechtsame, die sogar in unserem Grundbuch verzeichnet war, betraf die Fläche auf dem "Roggengarten," die dem Nachbarn Hagemeister gestattete, von einer Auffahrt ca. 100 m. unseres Grundstückes zu befahren um auf seine Fläche zu gelangen, (Hinterm Wellnerhof) da der ehemalige vorher beginnende Hohlweg eine direkte Zufahrt nicht ermöglichte.

In weiteren hornoldendorfer Feldfluren gab es diese Duldungen, z. B. im Süd- u. Moorfeld, die in den fünfziger Jahren dann durch Tausche eliminiert wurden, Details mir nicht bekannt sind, da diese Abläufe ohne grosses Aufsehen in bester Harmonie unter den Beteiligten vonstatten gingen.

Zu den weiteren Gemeinsamkeiten der fünf Höfe gehörten noch in meiner Zeit das Schlossholzfahren und das Dreschen.

Das Schlossholzfahren: Hierbei handelte es sich um ein Holzdeputat der fürstlichen Bediensteten.

Diese Angestellten erhielten in früheren Jahren Brennholz für ihre Privatwohnungen aus der berlebecker Forst, das die hornoldendorfer Bauern nach Detmold fuhren. Wenn im Mai die Bestellung der Felder erledigt war, stand das besagte Fahren an. Gemeinsam fuhr man, jeder der fünf Bauern mit einem Gespann etwa eine Woche lang morgens in Richtung Berlebeck. Die Betonung lag auf gemeinsam, denn schon das Beladen der Wagen war mit mehreren Personen leichter zu bewältigen, als wenn jeder allein gewesen wäre. Entscheidender waren die vorhandenen Pferde. Zur damaligen Zeit wurde die Brennholzklafter dort errichtet, wo der Baum gefällt wurde, d.h. der Untergrund war i. d. R. unbefestigt, was bedeutete, dass der mit 3-4 Rm beladene Wagen sehr viel Kraft erforderte, um ihn auf den befestigten Waldweg zu bringen. Deshalb wurden jeweils zwei weitere Pferde für das kurze Stück zusätzlich vorgespannt.

Anfang der fünfziger Jahre war diese Dienstleistung für die Bauern zuende. (die Gründe sind mir nicht bekannt. - Es war keine Leistung in Verbindung mit der Kriegsbewirtschaftung.)

Das Dreschen: Bis 1960 wurde die jährliche Getreideernte mit dem Binder gemäht, in Hocken aufgestellt, und in der Scheune eingebannt. Das Dreschen des Getreides erfolgte nach Beendigung der Aussenarbeiten ab Anfang Dezember, und dauerte je Betrieb ca. ein bis eineinhalb Tage. Ein Termin und die Bestellung der Dreschmaschine wurde unter den Nachbarn abgesprochen, da es üblich war, dass man sich gegenseitig dabei half.

Von jedem Hofe halfen so ein oder zwei Personen auf den Nachbarhöfen, je nach der vorhandenen Besetzung. Für die Betreffenden bedeutete das zwar mehr als eine Woche Staub und anstrengende Arbeit, aber auch die Gewissheit, dass genügend Leute auf allen Höfen zur Verfügung standen. Diese Gemeinsamkeiten, von denen es noch weitere gab, wenn ich an die Hilfen der Nachbarfrauen bei unzähligen Unterstützungen im Haushalt und Familie denke, zeigten den grossen Zusammenhalt der Dorfbewohner bis in die Generation unserer Eltern. Dass das harmonische nachbarliche Miteinander Ende der fünfziger-Anfang der sechziger Jahre zu Ende ging, hatte weniger mit den Bewohnern selbst, sondern mehr mit den Gesellschaftsveränderungen, speziell der Landwirtschaft zu tun. Arbeitskräfte fanden ab dem Zeitpunkt in der Industrie bessere Arbeitsbedingungen, der dadurch bedingte Einsatz von Maschinen auf den Höfen war die Folge. Für die Stätten verteuerte dadurch die in Anspruch genommene Dienstleistung der Bauern. Die Verpachtung ihrer Felder und Aufgabe der Viehhaltung waren die logische Konsequenz.

Am Ende stand sogar der Verkauf einiger Besitzungen an, (z.T. allerdings aus familiären Gründen.)

Etliche Häuser wurden restauriert und vermietet, einige neu gebaut. Ortsfremde kamen damit ins Dorf. Die Einwohner mischten sich neu, mit dem Ergebnis, dass die früher so gut funktionierende Nachbarschaft auf der Strecke blieb, da es an intensiveren Gemeinsamkeiten fehlte.